

## Werk

**Titel:** IV. Grammatisches

**Ort:** Halle

**Jahr:** 1890

**PURL:** [https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?345572572\\_0013|log27](https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?345572572_0013|log27)

## Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)  
SUB Göttingen  
Platz der Göttinger Sieben 1  
37073 Göttingen

✉ [info@digizeitschriften.de](mailto:info@digizeitschriften.de)

## IV. Grammatisches.

## 1. Hiatusstilgung.

(Zu Zeitschrift XII 442 ff.)

Dafs, wie Tiktin behauptet, meine Deutung des *ö* in rumän. *stădă* u. s. w. nicht die richtige ist, das will ich im Hinblick auf die Beschaffenheit und den Umfang des Materials, welches mir zur Verfügung stand, als möglich zugeben; die Sache liegt mir jetzt zu fern um Tiktins verschiedene Einwände zu prüfen. Auch auf seine eigenen Deutung gehe ich daher nur insoweit ein als dadurch eine jener Prinzipienfragen berührt wird, welche weit wichtiger sind als irgend welche Einzelercheinungen irgend welcher Sprache. Tiktin bekämpft die Ztschr. VI 120 von mir vertretene Ansicht „dafs Hiatusstilgung, insofern sie das Wesen des Vorgangs bezeichnen soll, ein unwissenschaftlicher Begriff sei.“ Schon Ztschr. IV 385 hatte ich ausgesprochen „dafs was man als Schwund und Zutritt von Lauten auffasst, im Grunde nur Assimilation und Dissimilation ist oder, mit andern Worten, dafs es keine gleichzeitig qualitativen und quantitativen Veränderungen in der Sprache giebt.“ *Natura non facit saltum*. Demnach erschienen mir die einen der Fälle, welche unter „Hiatusstilgung“ aufgezählt werden, auf Dissimilation, die andern auf Analogie und zwar, seitdem ich diesen Begriff entwickelt hatte (Über die Lautgesetze S. 8), auf rein lautlicher Analogie zu beruhen. Im Litbl. f. g. u. r. Phil. 1887 S. 180 f. habe ich das weiter ausgeführt. Die dort an verschiedenen romanischen und magyarischen Beispielen gegebene Erklärung will ich hier ganz kurz an den von Tiktin ins Treffen geführten mailändischen wiederholen. Dieselben sind durchaus nicht gleichartig; während *j* in *cajēna*, *stajera* = *ca[d]jēna*, *sta[d]jēra* aus dem folgenden *e* hervorgegangen ist (wie aus dem vorhergehenden in *ideja*, *creja* = *idea*, *cre[d]a*), ist das *v* in *strava*, *pagava* = *straa*, *pagaa* nicht selbst spontan entstanden, sondern durch das spontan entstandene *v* von *cova*, *crovēlh*, *avost*, *mangāvora* = *co[d]a*, *cro[d]ell*, *a[g]ost*, *mangā[d]ora* hervorgerufen worden. Tiktin sagt: „vor *a* ist labialer Einschub naturgemäfs“; aber ich verstehe nicht, wie *a* seiner Natur nach mehr zum *u*, *w* als zum *i*, *j* sich hinneigen sollte (vgl. z. B. *ja-i-a bi* und *ja-u-a vi* in port. Mdd.). Dafs einmal dieses, das andere Mal jenes Vorbild wirkt, hat natürlich immer seine ganz bestimmte Ursachen, wenn sie auch für uns oft schwer erkennbar sind.

Tiktin leitet die Hiatusstilgung aus dem Bequemlichkeitstrieb ab und glaubt nicht, dafs ich „in der Lage wäre, eine das Moment des Bequemlichkeitstriebes entbehrlieh machende Theorie aufzustellen.“ Ich bin allerdings der Ansicht, dafs nicht nur bei einem grossen Teil der lautlichen Veränderungen sondern geradezu bei allen — soweit sie sich ausserhalb analogischer Einwirkung vollziehen — die jüngere Form bequemer ist als die ältere; aber weil wir die Bequemlichkeit so oft eben nur a posteriori feststellen

können, weil die Normen für sie nach Zeit und Ort unendlich wechseln, deshalb läßt sich mit diesem Faktor kaum operieren. In welcher Weise aber sollen wir uns seine Bethätigung in Fällen wie *stědāa*, *strava* überhaupt vorstellen? Wenn *stěda*, *straa* als lautliche Härten empfunden wurden, warum blieb denn der intervokalische Konsonant nicht, da doch sein Bleiben nicht durchaus dem Sprachgefühl zuwider lief? Wenn die Bequemlichkeit das Maßgebende war, warum wurden denn, was unter allen Umständen das Bequemste war, nicht beide *a* zu einem zusammengezogen? Und wenn zwischen beide Vokale ein trennender Laut geschoben wurde, warum gerade *ǝ* und *v*, warum nicht einer der anderswo vorkommenden 'Hiatustilger' wie *j*, *g*, *d*, *r*, oder vielmehr warum nicht irgend ein anderer Konsonant? Die Entwicklung dieser Formen werden wir eben nur verstehen, wenn wir Beeinflussung durch andere annehmen.

Im Anschluß an eine von mir gebrauchte Wendung bemerkt Tiktin: „Wer zugiebt dafs ein großer Teil aller lautlicher Veränderungen in dem — allerdings unbewußten — Bestreben nach bequemerer, nämlich entweder weniger Kraft oder weniger Zeit in Anspruch nehmender, also zweckmäßigerer Aussprache seinen Grund hat, der erkennt damit unbedingt das Walten eines teleologischen Prinzips in der Sprachgeschichte an.“ Ich pflichte dem nicht bei; aber anstatt mich auf Bestimmung der Ausdrücke 'Teleologie', 'Zweck', 'instinktiv', 'Trieb', die hier eine Rolle spielen, einzulassen, will ich es versuchen den Unterschied, der mir vorschwebt, an Beispielen deutlich zu machen. *Atto* ist jedenfalls bequemer als *acto*; aber müssen wir es deshalb als „die direkte Folge einer auf bestimmte Ziele gerichteten psychischen Thätigkeit“ ansehen? In *Rovigo* für *Roigo* ist der Hiatus thatsächlich beseitigt worden; aber sollte er beseitigt werden? Man mag hier von Zweckmäßigkeit reden, aber man wird eingestehen (so Tiktin selbst), dafs es eine unbewußte ist. Wer sich hingegen denkt, dafs zwischen zwei Vokalen ein Laut eingeschaltet wird, der weder latent in einem von ihnen, noch in analogisch wirkenden Formen enthalten ist, der setzt den Hiatus als eine zum Bewußtsein kommende Erscheinung und die Aufnahme eines 'Hiatustilgers' als eine willkürliche Handlung. Und eine derartige Teleologie halte ich für unzulässig.

Von diesem Standpunkt aus fordere ich den Nachweis eines Vorbildes für *stědāa*. Die Verbalformen *dā-ǝ-a* (3. Sing. Fut.) und *dā-ǝ-ar* (3. Sing. Plur. Cond.) würden statt, wie Tiktin vermutet, meine Ansicht bezüglich des *ǝ* von *stědāa* zu erschüttern, ihr vielleicht als Stütze gedient haben, indem ich *dā-ǝ-a* nicht aus *da-a*, sondern aus dem älteren *da-va* hergeleitet hätte, aus *dā-ǝ-ar* aber wiederum *dā-ǝ-a*.

H. SCHUCHARDT.

## 2. Der Übergang des spanischen j vom Zischlaut zum Reibelaut.

Über diesen der spanischen Sprache eigentümlichen Laut, welcher bekanntlich nach der jetzigen Orthographie vor *e, i* mit *g*, vor *a, o, u* mit *j* bezeichnet wird, führt Diez Gr. I 370 Folgendes an:

„Dem Fremden, sagt Velasco, ist es kaum möglich, diesen Laut auszusprechen: formase con el medio de la lengua inclinada al principio del paladar, no apegada á el ni arrimada á los dientes, que es como los extranjeros la pronuncian, p. 116, 117.“

Ferner daselbst:

„*J*, das unbedingte Zeichen der spanischen Kehlaspirata neben dem bedingten *x* und *g*, und in dieser Geltung den ältesten Sprachurkunden bekannt. Sein Laut liegt dem des deutschen *ch* in *doch, ach*, nahe, geht aber aus tiefer Kehle hervor. Daß er (das hohe Alter dieser Aussprache vorausgesetzt, wovon gleich unten) aus dem Arabischen oder aus dem Gotischen stamme, ist eine oft wiederholte Sage, die darin ihre Widerlegung findet, daß die arabische Kehlaspirata im Spanischen durch den Buchstaben eines anderen Organs wiedergegeben wird (S. 329) und daß dem Goten die eigentliche Kehlaspirata fehlt.“

Der betr Passus auf S. 329, auf welchen verwiesen wird lautet:

„*Ch, H* (arab. Buchstaben). Dem *ch* (*ç*) wird gewöhnlich der Wert des span. *j* beigelegt: diese Sprache hatte also in der Übertragung des arab. Buchstabens leichtes Spiel. Gleichwohl setzt sie nie ihr *j* an seine Stelle, sondern drückt es hauptsächlich durch den Labiallaut *f* aus, der nachher, wie der gleiche lateinische Buchstabe, und um dieselbe Zeit, gewöhnlich in *h* überging: die Aussprache des arab. *ch* und des span. *j* wird also wohl nicht dieselbe gewesen sein. In der That findet dieser Widerspruch in der neuerlich gemachten Beobachtung, daß die span. Kehlaspirata in früherer Zeit den Wert eines Palatallautes hatte, mithin zum arab. Kehllaute nicht paßte, seine vollständige Lösung. Auch der portug. Ausdruck für arab. *ch* ist *f*, welches aber dem *h* seine Stelle nicht überließ.“

Die erwähnte „neuerlich gemachte Beobachtung“ wird dann S. 371 folgendermaßen zur Darstellung gebracht:

„Man hat in neuester Zeit die interessante Beobachtung gemacht, daß die span. Kehlaspirata (*j, g* oder *x* geschrieben) vor dem 16. Jahrh. (also vor 1501 streng genommen) eine andere Aussprache hatte als gegenwärtig, eine palatale nämlich, entsprechend der portug. Aussprache dieser Buchstaben, die ihnen noch jetzt in Gallizien, Asturien und an der Ostküste zukommt (*j* = franz. *j*, *ch* = franz. *ch*), sodaß sie früher wohl über die ganze Halbinsel verbreitet war. Davon handelt der span. Grammatiker Monlau in seiner Abhandlung „Del origen y la formacion del romance castellano“, Madrid 1859 . . . . . Bei Velasco (erschieden

1582) ist die gutturale Aussprache entschieden, da er sie eine für die Fremden höchst schwierige nennt, womit er die palatale nicht meinen konnte. Ein negatives Argument für die behauptete Geltung des altspan. *j* oder *x* liegt darin, daß man sie nicht für die arab. Hauchlaute einsetzte, sondern *f* dafür verwandte (oben S. 329). Es wäre nun die Aufgabe der Grammatik, den Ursachen nachzuforschen, welche, nachdem der Sprachcharakter völlig entschieden war, so auffallende Wirkungen herzubringen vermochten.“

Diese eben bezeichnete Lücke nun auszufüllen, ist der Zweck der folgenden Zeilen. Die Diez'sche Darstellung bewegt sich in Widersprüchen. Wenn Velasco sagt: „formase . . . al principio del paladar“, so kann er nur den vordersten Teil des Gaumens gemeint haben, da der Zungenrücken (el medio de la lengua) hinangebracht werden soll. Außerdem war ja die arabische hintere Artikulation dem Spanier unmöglich. Die nachfolgende Erklärung, der span. *j*-Laut gehe „aus tiefer Kehle“ hervor, kann also unmöglich richtig sein; das Gegenteil ist der Fall. Nachher sagt Diez selbst „Die Aussprache des arab. *ch* und des span. *j* wird also wohl nicht dieselbe gewesen sein“, und hierin hat er gewiß Recht, wie aber der „Widerspruch“ bei einer Artikulation „aus tiefer Kehle“ durch die frühere Geltung des *j* als Palatal seine Lösung finden soll, bleibt gänzlich rätselhaft. Die richtige Erklärung des Übergangs des früheren palatalen Zischlautes *j* ist nach meiner Meinung folgende.

Bei der Erzeugung des franz. *ch* sowie des franz. *j* nähert sich der Zungenrücken dem Vordergaumen derart, daß, bedingt durch die Lage und Haltung der Zunge und die Gestalt des Gaumens, ein flaschenförmiger Hohlraum entsteht, dessen vorderer Ausgang kleiner als der hintere ist, und durch welchen der Expirationsstrom seinen Weg nimmt. Das charakterische Geräusch dieser Konsonanten entsteht an der vorderen Enge des genannten Hohlraums, oder wird wenigstens dort erst hörbar. Der Unterschied zwischen *ch* und *j* besteht darin, daß bei *ch* der Stimmton fehlt, der Expirationsstrom aber stärker ist. Bringt man nun die Zunge in diese *ch-j*-Lage und senkt sodann die Zungenspitze etwas, so entsteht bei der Expiration ein palataler Hauchlaut, welcher bei oberflächlichem Anhören mit dem deutschen *ch* in *doch* große Ähnlichkeit hat, und dieser palatale Hauchlaut ist das span. *j* des Velasco, dessen Artikulationsstelle da liegt, wo wir bei vorderem *k* den Verschluss bilden, vielleicht noch ein ganz Weniges weiter nach vorn. Die Entstehung des jetzigen Reibelautes aus dem Zischlaut erklärt sich also durch eine Senkung der Zungenspitze, durch welche die vordere Enge und damit das charakteristische Geräusch dieses Zischlautes verschwand. Im Laufe der Zeit ist dann die Artikulationsstelle noch etwas weiter nach hinten gerückt und auf meine Nachfragen bei Nationalen über die Hervorbringung des heutigen *j*-Lautes erhielt ich folgende beiden Thatsachen mit aller Bestimmtheit als Antwort: 1. daß die Zunge nach vorn geradeaus

gestreckt und zugespitzt werde, 2. daß die Artikulationsstelle genau da liegt, wo beim *k* der Verschluss stattfindet. Es wurde mir, ohne daß ich danach gefragt hatte, gleich dabei bemerkt, daß möglicherweise der *k*-Verschluss der Spanier etwas weiter nach vorn läge, als derjenige der Deutschen. Der Unterschied, wenn ein solcher besteht, kann aber nur sehr gering sein, und ich glaube nicht, daß ein großer Wert darauf zu legen ist. Auf meine an einen auch deutsch sprechenden Spanier gerichtete Frage, wie sich die Lage der Artikulationsstelle des (deutschen) *h* — die arabische Kehlaspirata *hha* hat der Spanier bekanntlich nie hervorbringen können und kann es auch heute noch nicht — zu der des span. *j* verhalte, wurde mir die Antwort, daß die Artikulationsstelle des *h* bedeutend weiter nach hinter liege. Es ist zu vermuten, daß die Artikulationsstelle des *j* nicht zu allen Zeiten dieselbe gewesen ist wie sie auch jetzt nicht überall ganz genau dieselbe ist; ich glaube aber, daß im Vorstehenden die Entstehung des palatalen Reibelautes *j* aus dem gleichfalls palatalen Zischlaut in genügender Weise gegeben ist. Ähnlich entstand aus dem früheren sibiliierten *c*-Laut (lat. *c* vor *e*, *i*) durch Senkung der Zungenspitze der jetzige sibiliierte *c*-Laut, welcher ebenso wie der *j*-Laut der span. Sprache gegenüber den Schwestersprachen eigentümlich ist. Ein weiteres Analogon bietet das ebenfalls durch mangelhafte Funktion der Zungenspitze entstandene Auslaut-*d* der Spanier, wonach z. B. das Wort *Madrid* fast wie *Madrið* klingt, sowie das span. auslautende *n*. Während nämlich anlaut. *n* im Span. ebenso deutlich wie deutsches *n* artikuliert wird, findet bei ausl. *n* nur ein ganz loser, wahrscheinlich oft gar kein Verschluss statt. Infolgedessen kommen wieder 2 Engen, eine ganz vorn am Gaumen und eine hinten am Gaumensegel, in Betracht, und damit nun überhaupt ein vernehmbarer Konsonant entsteht, macht das Gaumensegel eine halbe Bewegung zur nasalen Artikulationsstellung, sodaß der Laut nasal, doch nicht so stark, wie die franz. Nasallaute, klingt. Infolge dieser mangelhaften Artikulation des span. ausl. *n* entstand z. B. aus lat. *inserere* span. *injerir*: die vorhergehende Lösung des Verschlusses und Gestalt der Zungenspitze übertrug sich auf das folgende *s*. (Es ist hierbei zu beachten, daß das *n* in span. *en* (Präposition und Partikel) = lat. *in* immer, auch in Zusammensetzungen, als ausl. *n* aufgefaßt wird, wie namentlich auch aus dem Cid-Gedicht hervorgeht).

Die Übergangsperiode für die Bildung des Reibelauts *j* aus dem Zischlaut wird in die Zeit zwischen 1568, wo Sotomayor noch das damalige span. *x* dem franz. *ch* gleichsetzt, und 1582, wo nach Velasco die jetzige Aussprache die herrschende geworden war, zu setzen sein.

In Bezug auf die vorgängige Litteratur habe ich noch zu bemerken, daß das span. *j* in den Werken von Brücke, Grundzüge d. Physiol. u. Syst. d. Sprachlaute, Wien 1856; Merkel, Physiol. d. menschl. Sprache, Leipz. 1866; Sievers, Grundz. d. Lautphys., Leipz.

1876 und Techmer, Phonetik, Leipz. 1880 keine Erwähnung findet. Nur auf S. 105 bei Brücke findet sich eine zuerst in den Musen 1812 veröffentlichte schematische Zusammenstellung der Konsonanten von du Bois-Reymond, in welcher das *span.j* als palatale postérieure (also hinter deutsch. *j* liegend) figuriert.

W. SANDER.

### 3. Norm. *non, nou, no* = *n'on*.

Norm. *non, nou*, etc. sind wiederholt auf ihre Herkunft untersucht worden. Die einschlägige Litteratur ist zusammengestellt bei Fleury *Essay sur le patois normand de la Hague* (Paris 1886) S. 65. Ebenda ist m. W. die Frage zum letzten Male im Zusammenhang erörtert worden. Joret sah in *no* ein umgestelltes *on*, ein Vorgang, zu dem sich Analoga schwer werden finden lassen. Auch hat J. später diese Ansicht fallen lassen, um *no* in Übereinstimmung mit L. Havet auf lateinisches *nos* zurückzuführen. Doch auch diese Herleitung giebt zu Bedenken in Bezug auf Form und Begriff Anlaß, welche Fleury l. c. p. 66 ff. m. E. in überzeugender Weise dargelegt hat, wenn man auch nicht alle seine Entgegnungen im Einzelnen als beweiskräftig wird gelten lassen. G. Paris hatte Romania XIII 425 bereits ein von Joret zur Stütze seiner Aufstellung aus einem Texte des 15. Jahrh. herangezogenes *nous* als nicht beweisend zurückgewiesen. Fleury selbst nun führt *no(n)*, *nou(n)* auf älteres *lon* (= *l'on*) zurück. Was er für diese Ansicht (*Essai* S. 67) vorbringt, hat mich nur z. T. überzeugt. Die Möglichkeit des Abfalls des auslautenden *n* ist zuzugeben mit Rücksicht auf das Vorkommen von *nou* neben *non* = lat. *non* im Haguais (es durften nicht auch *éfaont* = *enfant* etc. herbeigezogen werden). Ich vermisze bei Fleury den Nachweis dafür, daß anlautendes *l* „par l'assimilation de l'initial à l'n final“ (vgl. Romania XII 344) zu *n* werden kann. *Chen'la, cheins*, die er *Essai* S. 67 zum Beweise anführt, sind aus nahe liegendem Grunde zurückzuweisen. Auch *nun* = *nul*, das er ib. S. 51 erwähnt, ist anders geartet. Näher hätte er wohl gelegen, auf vereinzelte Fälle des Übergangs von anlautendem *l* zu *n* in anderen Mundarten und in der Schriftsprache hinzuweisen. Ich erinnere an frz. *niveau*, Haut-Maine *nentille*, wall. *negostrom* (= *ligustrum* nach Grandgagnage). Ich glaube, daß es sich in solchen Fällen um Dissimilation oder volksetymologische Bildungen handelt, eine Annahme, die für *non* schwer zuzugeben ist. Doch wie dem auch sei, neben Fleurys Hypothese, wonach *non* auf älteres *lon*, mit Übergang des *l* in *n*, zurückzuführen, scheint mir eine andere der Beachtung wert. Ich vermute, daß *non* = *n + on* wie franz. *l'on* = *l + on*, d. h. ich halte das anlautende *n* von *non* für den konsonantischen Auslaut des unbestimmten Artikels, der mit dem folgenden Worte (*on* = *homo*) sich verschmolzen hat. Analoga hierzu lassen sich viele anführen. Ich verweise auf frz.